

Ist der Ruf erst ruiniert ...

Zur Karriere der Unterhaltung¹

von Hermann Bausinger

Einleitung

Bei der Einweihung von neuen Autobahnabschnitten oder High-Tech-Anlagen läßt man gelegentlich einige junge Frauen in historischer Tracht aufziehen – freundlich-nichtssagende Gegenpole zur jagenden Modernisierung, um die es eigentlich geht. Dem historischen Auftakt zu einer aktuellen Mediendiskussion mag eine ähnliche Funktion zgedacht sein. Aber der historische Part steht doch nicht unverbunden neben dem aktuellen: Unterhaltung ist durch ihre Geschichte mitdefiniert.

Ich habe das Referat, in spielerischem Ernst, mit der Überschrift versehen: „Ist der Ruf erst ruiniert ...“. Der Spruch ist bekannt; den Autor glaubt jeder zu kennen: Von zehn Befragten tippten neun mit großer Sicherheit auf Wilhelm Busch, einer auf Eugen Roth – die jüngste Ausgabe von Büchmanns Geflügelten Worten weist ihn allerdings dem Leipziger Kabarettisten Werner Kroll zu (wobei es durchaus denkbar ist, daß der nur eine schon im Umlauf befindliche Berliner Redensart auf die Bühne brachte). Bekannt ist jedenfalls die Fortsetzung: Ist der Ruf erst ruiniert ... lebt es sich ganz ungeniert. Wie alle sogenannten Lebensweisheiten läßt sich auch diese auf viele Situationen anwenden, auch auf Referate und Auftritte bei Tagungen. Hier handelt es sich um die kokette Formulierung eines ernsten Themas; ja es läßt sich sogar die Behauptung wagen, daß die Formulierung die wesentliche These enthält:

Unterhaltung war einmal ein harmloses, weithin akzeptiertes Vergnügen. Inzwischen hat Unterhaltung ihre Unschuld verloren – in einem länger dauernden Prozeß (insofern hinkt der Vergleich). Unterhaltung erscheint heute weithin abgekoppelt von den strengen Maßstäben von Vorschriften der Kunst und Kultur; eben dadurch entfaltet sie ein relativ freies und buntes Leben in einem Raum, der etablierte, höherrangige Kunst- und Kommunikationsregionen kaum mehr berührt.

Prof. Dr. H. Bausinger ist o. Prof. für Empirische Kulturwissenschaft am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen.

1 Eröffnungsvortrag auf der Jahrestagung der DGPK und der SGKM vom 27.-29.05.1992 in Fribourg. Sie stand unter dem Thema „Medienlust und Mediennutz. Unterhaltung als öffentliche Kommunikation“. Vorträge und Texte dieser Tagung werden als Berichtsband voraussichtlich im Herbst in der „Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ beim Ölschlager-Verlag erscheinen.

Um ein simples Drei-Phasen-Modell oder ein Drei-Stadien-Konzept handelt es sich freilich nicht. Unterhaltung war auch vor ihrem Fall nicht unangefochten, und die Freiheit danach war und ist eine sehr eingeschränkte.

Im Mittelalter und der frühen Neuzeit war es vor allen Dingen die Grundforderung religiösen Ernstes, die bloße Unterhaltung auf die unteren Rangplätze und manchmal ins Abseits verwies. „Christus hat nicht gelacht“ – dieser Lehrsatz wurde nicht nur unter Geistlichen tradiert; er war ein zentraler Punkt der herrschenden Morallehre. Aber die Praxis sah anders aus. Das Lachen war nicht abzutöten, und es wurde zumindest in diätetischer Dosierung akzeptiert – konzentriert etwa auf die Ausbrüche des Karnevals oder auf das rituelle Ostergeplächer. In Trauerspielen wurden zwischen die auf Würde bedachten Haupt- und Staatsaktionen lustige Szenen geschoben. Und man hat auch nicht den Eindruck, daß Unterhaltung in der gedruckten Literatur sanktioniert wurde: Die Nürnberger Volz, Rosenplüt, Hans Sachs waren mit ihren banalen Schwankstoffen anerkannte Poeten ihrer Zeit, und der Titel dieser Tagung („Medienlust und Mediennutz“) verfremdet bekanntlich den Titel eines poetologisch-stilkundlichen Werks von Kaspar Stieler aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Zu einer weiterreichenden Wende in der Einschätzung von Unterhaltung kam es, als der Ernst des Lebens, die durchgängige Seriosität zu einer übergreifenden, die nur-religiösen Normen transzendierenden Haltung und Erwartung geworden war. Dies ist eine Entwicklung, die der Herausbildung einer spezifischen Arbeitsgesinnung vergleichbar ist und teilweise auch – zumindest mittelbar – damit zusammenhängt. Gewiß, Max Weber ist in diesem Punkt immer wieder korrigiert, modifiziert, zum Teil auch widerlegt worden (Paul Münch etwa hat gezeigt, daß die Kardinaltugenden von Fleiß und Ordnung auf sehr viel ältere Wurzeln zurückzuführen sind) – aber der Eindruck ist sicher nicht ganz falsch, daß eine puritanisch geprägte Strenge und Disziplin nicht nur in die alltägliche Lebensführung, zumal in die Praxis organisierter Arbeit Eingang fand, sondern auch in ästhetische Bereiche der Kommunikation, und daß Unterhaltung weithin aus dem entweder erst entstehenden oder jetzt strikter definierten Kanon künstlerischer Formen herausgehalten wurde. Daß das Stichwort ‚puritanisch‘ nicht ganz falsch sein kann, geht einerseits hervor aus der Praxis und dem Diskurs im katholischen Lager, wo bestimmte Unterhaltungsformen einen guten Boden fanden (man denke an die Blüte des Volkstheaters in seinen verschiedenen Schattierungen) und wo stets ein anderes Verhältnis zur nicht-spirituellen Seite des Menschen herrschte (charakteristisch ist der Titel eines Traktats von Sebastian Sailer: „Geistlicher Hosenträger, oder Verbindung des oberen mit dem unteren Menschen“). Andererseits kann der Zusammenhang auch wahrscheinlich gemacht werden an den extremen Beispielen, in denen sich die Bedenken gegen Unterhaltung zu einer insgesamt kunstfeindlichen Unterhaltung ausweiteten. Als Württemberger hat man hier schnell Beispiele an der Hand:

Ein pietistischer Unternehmer erließ Mitte des letzten Jahrhunderts eine Dienstordnung für seine Arbeiter, die auch eine Rubrik „Was uns Unglück bringt“ enthält. Hier wird aufgezählt: Müßiggang, Lotterien, Unkeuschheit, scharfe Gewürze und scharfer Essig, heiß essen und kalt trinken, Anwendung

von Giften. Und dann: Wirtshausleben, Theaterleben. Wer sich angewöhne, zu denken und ein geistiges Leben zu führen, der werde sich „von solchen und anderen Irrtümern freimachen“. Vor allem für die Denunziation des Theaters, die gar nicht nach Inhalten und Aufführungsformen fragte, gibt es Dutzende von Zeugnissen. Das Bild vom breiten und vom schmalen Weg, das bis in unser Jahrhundert herein ein beliebter Wandschmuck in manchen protestantischen Häusern war, zeigt unter den verhängnisvollen Verlockungen am breiten Weg neben Ballsaal, Biergarten und Spielhölle auch einen klassizistischen Theaterbau. In der pietistischen Stunde erzählte man von den beiden jungen Mädchen, die vom Lande nach Stuttgart gekommen waren und sich zu einem Besuch des Opernhauses verführen ließen; auf dem Weg begegnete ihnen der Prälat Bengel, der nur die Frage zu stellen brauchte: „Kinder, seid ihr auch auf dem rechten Wege?“ – und schon machten die beiden kehrt und schämten sich ihrer Theaterlust. Dabei stellten die Pietisten gar nicht in Abrede, daß im Theater auch gute Musik zu hören war, daß bildende, sittlich wertvolle Inhalte präsentiert wurden. „Aber wenn an der besten Speise Gift klebt, willst Du sie kosten?“, fragte der Stuttgarter Hofprediger Hediger – eine rhetorische Frage selbstredend. Und von einem anderen frommen Mann wurde berichtet, daß er sich den Theatergenuß versagte in Gedanken daran, er könne während der Aufführung sterben und müsse vor dem Thron Gottes bekennen, er komme „aus der Komödie“. Gewiß, all dies sind Extreme; aber sie entstellen die Tendenz, um die es hier geht, zur Kenntlichkeit – die Tendenz, alles, was hehren Ansprüchen nicht genügt, aus dem Bereich der Kultur auszugrenzen. Und diese Tendenz herrschte auch im säkularisierten Diskurs vor: schlechte Karten für die Unterhaltung!

Die Ausgrenzung der Unterhaltung ermöglichte dieser aber unbeschwerter Fortpflanzungs- und Multiplikationsakte, die allerdings bald seriell und maschinell wahrgenommen wurden und insofern weniger lustbetont waren, als dies zunächst klingen mag. In manchen Bereichen führte die Ausgrenzung zur weithin unreflektierten, aber vitalen Entwicklung einer Ästhetik des Schrankenlosen, der Phantasie, der Grenzüberschreitung – Unterhaltung gewann und rettete so ein Stück Freiheit.

Damit ist eigentlich alles gesagt. Da aber Referate zu den wenigen medialen Gattungsformen gehören, bei denen sich die Verhackstückung im 3-Minuten-Takt noch nicht durchgesetzt hat, will ich dies ausnützen und versuchen, die sehr pauschale These zu erläutern und zu differenzieren. Ich umkreise in mehreren Anläufen vor allem die Zeit um 1800, wo ich wichtige Weichenstellungen sehe, verfolge also in mehreren Abschnitten die historische Entwicklung, die zur Abwertung und Freisetzung der Unterhaltung führt (der dubiose Doppelsinn von ‚Freisetzung‘, der vor allem deutlich wird, wenn Arbeitslosigkeit als „Freisetzung von Arbeit“ bezeichnet wird, ist dabei nicht unbeabsichtigt). Ich wähle folgende Ansätze:

1. Unterhaltung und Gespräch
2. Volksaufklärung und Unterhaltung
3. Zwei-Klassen-Literatur
4. Zugelassene Unterhaltung

1. Unterhaltung und Gespräch

Wenn von Unterhaltung und Gespräch die Rede ist, so scheint dies auf semantische Abwege zu führen; Unterhaltung ist hier gemeint als Form direkter mündlicher Kommunikation. Verfolgt man die Bedeutungsgeschichte des Wortes Unterhaltung, dann landet man bei der Grundbedeutung des Stützenden, des Erhaltenden (wie es noch in unserem Wort Lebensunterhalt anklingt), stößt also auf eine sehr anspruchsvolle Bedeutungsnuance. Sie war lange Zeit auch dort nicht ausgeblendet, wo Unterhaltung als Form des Miteinanderredens verstanden wurde. Joachim Heinrich Campe schrieb in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache: „Gewöhnlich ist damit der Begriff des Angenehmen und auch Nützlichen und Belehrenden verbunden, wodurch sich die Unterhaltung von bloßer Kurzweil und bloßem Zeitvertreib unterscheidet.“ Unterhaltung war also damals, Ende des 18. Jahrhunderts, mehr als Gespräch. Das Wort Gespräch wird verschiedentlich abgewertet; „es geht das Gespräch“ (rumor est) zielt aufs Gerede, wie heute noch im Dialekt, wo man hören kann, daß jemand „ins Gespräch kommt“.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert kündigt sich aber der Umschlag an, der sich sehr nuanciert in den Schriften Goethes verfolgen ließe. „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ nannte Goethe 1795 den Novellenkranz, in dem geschildert wird, wie sich vor den Ausläufern der französischen Revolution geflohene Adlige in gediegener Form die Zeit vertreiben. In der Rahmenerzählung heißt es, daß „alle Unterhaltung über das Interesse des Tages“ verbannt werden solle, daß dagegen „belehrende und aufmunternde Gespräche“ geführt werden sollen. Und in einer der Geschichten – die Goethe lapidar „Märchen“ überschrieben hat – kommt es zu einer übersinnlichen Begegnung:

„Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildnis angeblickt, als der König zu reden anfang und fragte:
Wo kommst du her?
Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt.
Was ist herrlicher als Gold? fragte der König.
Das Licht, antwortete die Schlange.
Was ist erquicklicher als Licht? fragte jener.
Das Gespräch, antwortete diese.“

Das Gespräch – nicht die Unterhaltung.

Semantische Prozesse vollziehen sich selten schlagartig; Goethe selbst tauscht manchmal die Vorzeichen aus, Gespräch und Unterhaltung sind noch nahe beisammen. Aber um jene Zeit bildet sich das Mißtrauen gegen Unterhaltung heraus, manchmal sogar als nationale Perspektive. Lessings „Minna von Barnhelm“ bietet ein Musterbeispiel dafür – Riccaut de la Marlinière mit seiner Suada, seiner flachen Eloquenz auf der einen Seite, Major Tellheim auf der anderen – teutsch, und das heißt wahrhaftig und schweigsam. Gesellige Unter-

haltung (und nun darf das Wort ruhig in seiner weiteren Bedeutung verstanden werden) gerät in den Verdacht der Lüge, des Nichtigen jedenfalls.

Karl Immermann erklärt im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts: „Ich unterscheide nämlich ein Gespräch von einer Unterhaltung. In dem ersten spricht man; in dem zweiten hält man nur Worte unter, um nicht ins Schweigen zu verfallen“. Etymologisch ist dies eine falsche Unterscheidung, aber sie liegt ganz auf der Linie, die sich nun abzeichnet. Im letzten Drittel des Jahrhunderts kommt ein Gedichtband von Heinrich Leuthold heraus; darin finden sich die Verse (falls es Verse sind!):

– Unterhaltung will von der leichtgeschürzten Muse nur die Menge und
Sinnenkitzel;
doch für tiefen Ernst und gediegene Schönheit mangelt der Sinn ihr.

Unterhaltung bringt nicht, was zählt, tiefen Ernst und gediegene Schönheit. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein übertrumpft das Gespräch die Unterhaltung. Das Deutsche Buchhandelsverzeichnis (und nun rede ich von der Gegenwart!) enthält rund 300 Titel, die das Bestimmungswort Gespräch enthalten (von „Routine im Gespräch“ über „Helfen im Gespräch“ bis zu „Gespräche über Gott“), dagegen nur etwa 50, in denen Unterhaltung auftaucht – ein wenig revitalisiert durch etliche Titel mit Unterhaltungselektronik, aber im ganzen ein müdes Angebot verglichen mit der Gesprächseuphorie.

Es gibt Witze, die sich damit auseinandersetzen. Ein Sozialpädagoge fragt einen anderen, wie spät es ist. Weiß nicht, sagt der, ich habe keine Uhr dabei. Darauf der erste: Macht nichts, aber es ist gut, daß wir darüber ein Gespräch geführt haben. – Das Gespräch regiert nicht unangefochten, aber es regiert. Wo man etwas auf sich hält, unterhält man sich nicht – man führt Gespräche.

2. Volksaufklärung und Unterhaltung

Die Aufklärungsliteratur nimmt im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine deutliche Wendung hin zum Unterhaltenden, Unterhaltsamen. Basis ist die fortschreitende Alphabetisierung: die Aufklärer wenden sich nun nicht mehr nur an Mediatoren (Pfarrer und Lehrer vor allem), sondern direkt an Leser aus dem Volk, auch an die bäuerliche Bevölkerung. Und auch dort, wo Vermittler angesprochen werden, empfiehlt man Handreichungen zur Weitervermittlung.

Holger Böning und Reinhart Siegert haben in einem monumentalen bibliographischen Unternehmen damit begonnen, die Unmasse von aufklärerischen Schriften, die damals herauskamen, zu erschließen. Der erste Band ihres Handbuchs bringt rund 1.500 Titel, die alle Bereiche vor allem des bäuerlich geprägten Lebens abdecken: Feldbau, Viehzucht, Hauswirtschaft, Hygiene, Gesundheit, Nahrungswesen, aber auch Religion, Aberglaube, Erziehung. Schon die Titel vermitteln einen Eindruck von dem frischen, naiv-sendungsbewußten Impetus, mit dem diese Bücher geschrieben wurden. Aber je weiter das Jahr-

hundert fortschreitet, umso häufiger werden Reflexionen, insbesondere auch, was die Wirksamkeit der Bücher anlangt.

Dabei ging es nicht nur darum, daß manche Bücher nur ein ganz schwaches Echo fanden; auch die umgekehrte Sorge wurde diskutiert: daß zuviel Aufklärung in die einfachen Köpfe geraten und diese auf falsche Fährten setzen könnte. Diese Sorge war politisch motiviert: Die konservativen Schreiber der Bücher fürchteten, daß die in Frankreich rumorenden umstürzlerischen Ideen auch nach Deutschland vordringen könnten; sie stellten Überlegungen an, ob die Menschen nicht zu schnell und zu radikal aus ihren traditionellen Bindungen herausgerissen würden. Auf diese Weise entstand ein für Deutschland stärker als für die westeuropäischen Länder charakteristisches Bild gebremster Aufklärung.

In den Überlegungen zur Vermittlung wurde aber auch erörtert, wie die Belehrung besser an den Mann (vereinzelt auch an die Frau) zu bringen sei. Das Mittel mußte nicht erfunden werden – es ging um das alte „prodesse et delectare“ (in der Antike oft als Alternative, oft aber auch als zusammengehörige Summe gehandelt), das nur reaktiviert und in praktischen didaktischen Schritten entwickelt werden mußte. Belehrung wurde mit Unterhaltung verkoppelt und verkuppelt. Es entstanden Erzählungen, die so strukturiert waren, daß Abschnitt für Abschnitt Sachwissen und moralische Grundsätze vermittelt wurden, aber auch belehrende Handbücher, in denen gleichwohl viele unterhaltende, narrative Elemente zu finden sind.

Musterbeispiel ist Rudolf Zacharias Beckers „Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute“ – die andere Hälfte des Titels kehrt das unterhaltsame Moment hervor: „Lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte der Einwohner zu Mildheim“. Becker präsentiert eine, zumal für den heutigen Geschmack, makabre Rahmenerzählung: Bei der Öffnung der herrschaftlichen Familiengruft entdeckt man, daß die frühere Herrin offensichtlich lebendigen Leibs begraben wurde und in der Gruft noch ein Kind zur Welt brachte; dies führt zu dem Entschluß, künftig allen Bewohnern des Dorfs regelmäßig aus einem Buch Belehrung über solche und andere Notfälle zukommen zu lassen. Die Kapitel führen vom – damals aufregenden – Problem des Scheintods rasch zu handfesten Alltagsdingen, die oft ihrerseits in kleine Erzählungen eingebunden sind; aber selbst dort, wo die eigentliche Erzählhandlung zurücktritt, wird die Belehrung personalisierend vermittelt. Eine ordentliche Haushaltsführung etwa wird kontrastiv am Beispiel der unordentlichen Frau Zaumann dargelegt, die fast bis in die Mittagszeit im Bett liegt, sich dem „Caffee-Gesöff“ widmet und, wenn überhaupt, miserables Essen kocht. Zusätzlich wird das Thema erschlossen über ein kleines Bildchen, auf dem eine Mahlzeit mit Mensch und Tier durcheinander auf dem und unter dem Tisch gezeigt wird, und mit einem sinnigen Spruch:

– Mädchen, soll ich dich noch freyn?
Mußt nicht dumm, nicht säuisch seyn!
Will dich ja zu meiner Frau,
Nicht zur Kuh und nicht zur Sau.

Beckers Noth- und Hilfsbüchlein war nicht nur ein Bestseller, der hinsichtlich seiner Verbreitung durchaus Goethes Werther an die Seite zu stellen ist – es war auch typenbildend. Um 1800 tauchen Dutzende von Titeln auf, die ihm folgten: Not- und Hilfsbüchlein für den deutschen Bürger, für Kranke und Sterbende, für junge Eheleute, für Wechselschuldner, für unvermögende Männer und unfruchtbare Weiber, für Freunde des Gesangs, und so weiter.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde diese Tradition unterhalt-samer Aufklärung zurückgedrängt. Die belehrende bäuerliche Erzählung gabelt sich nun in zwei Richtungen: auf der einen Seite schöne, meist sentimentale Dorfgeschichten, die wenig Realität und kaum Belehrung vermitteln – auf der anderen Seite die seriöse Nur-Belehrung, in der Unterhaltung keinen Platz mehr hat. Sparten-trennung also – und da die Belehrung (die ja jetzt auch in ein immer stärker ausgebautes Schulsystem mündet) den seriöseren Anstrich hat, haben wir es auch hier mit einer Abwertung der Unterhaltung, zumindest der popularisierenden Unterhaltung zu tun.

3. Zwei-Klassen-Literatur

Eine Variation und Ergänzung dieses Befunds läßt sich geben unter dem Stichwort „Zwei-Klassen-Literatur“.

Die eben charakterisierte Sparten-trennung hätte im Prinzip auch die Gegenüberstellung belehrende Schriften versus schöne (und das heißt auch unterhaltsame) Literatur betreffen, hätte zu einem klaren Bewertungsunterschied zwischen informierender Literatur und Belletristik führen können. Tatsächlich aber verläuft die Trennlinie innerhalb der Belletristik; es gibt die Zweiteilung zwischen – absichtlich vage formuliert – ‚eigentlicher‘ Literatur und Unterhaltungsliteratur.

Das ist etwas anderes als das freie Schalten mit einer offenen Richterskala, in der es die Werte sehr gut, gut, mäßig, ziemlich schlecht, ganz schlecht gibt – solche Urteile finden sich, wenn sie natürlich auch selten einhellig gefällt wurden, im literarischen Leben aller Epochen. Aber die Zuordnung zu zwei ganz verschiedenen Klassen, Kommunikationszirkeln, unverbunden untereinander plazierten Anspruchsniveaus ist etwas Neues. Wenn Goethe in Weimar Volksstücke besuchte, pflegte er zu sagen: „Es ist etwas Verruchtes“ – und dies war kein Verdikt. Er scheute sich nicht, Kotzebue zum Hausautor seines Theaters zu machen; und sein Schwager Christian August Vulpius, Verfasser unsäglicher Räuber- und Schauerromane, versteckte sich nicht hinter einem Pseudonym, sondern war ein in der Gesellschaft auch als Literat angesehener Hofbeamter. Natürlich wußte Goethe (der ja kaum unter Minderwertigkeitskomplexen litt), daß er besser war – aber es gab noch nicht oder höchstens nur in Ansätzen die Schubladen E und U, große Kunst gegen mäßige Unterhaltung.

Um jene Zeit wurde allerdings in und um Weimar eine literarische Theorie entwickelt, die unmittelbare praktische Folgen für unser Problem hatte. Es war eine elitäre Theorie gegen falsche und billige Volkstümlichkeit, die sich festmachen läßt an der Auseinandersetzung Schillers mit Gottfried August Bürger. „Gemein ist alles, was nicht zu dem Geiste spricht und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt“, heißt es in den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“. Schiller wendet sich in den Schriften jener Zeit immer wieder gegen das reflexionslose Schwimmen in sinnentrunkenen Gefühlen. Im Aufsatz „Über das Pathetische“ machte er am Beispiel der Musik die Gefahren des „Schmelzenden“ klar:

“... wenn noch so großer Lärm in einem Konzertsaal ist, so wird plötzlich alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Tierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Atem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berausung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß alle Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Prinzip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Rührungen sind durch einen edlen und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.“

Die Betonung des Männlichen setzt einen eigenartigen Akzent, der hier nicht weiter verfolgt werden kann, obwohl die Gegenüberstellung von Kunst und Unterhaltung auch in der Folge teilweise an die Opposition männlich/weiblich gekoppelt bleibt. Hier geht es um die Ausgrenzung der Unterhaltung, die implizit gefordert wird. Bert Brecht hat sich in seinem Arbeitsjournal mit der anspruchsvollen, entsinnlichenden Theorie Schillers befaßt; er nennt sie eine „hochgesinnte Verschwörung gegen das Publikum.“ Tatsächlich ist die fast zwangsläufige Folge dieser Auffassung eine gewisse Zweiteilung der Literatur in die gute, eigentliche Literatur – und in eine Literatur zweiter Klasse. Jedenfalls setzt damals die Trennung ein, die wir bis heute in jedem Buchladen und in jedem Feuilleton nacherleben können.

Daß Schiller auf vorgegebene Konstellationen antwortet und nicht etwa freischwebend E und U erfindet, daß die Abtrennung auch sehr handfeste soziale und ökonomische Voraussetzungen hat, liegt auf der Hand. Auch die Schärfe, mit der Schiller seine Position vertrat, ist wohl aus solchen zu erklären – man hat beispielsweise die Frage aufgeworfen, ob mit der rigorosen Theorie nicht in erster Linie das neue Markenzeichen Klassik als Qualitätszeichen auf dem expandierenden Buchmarkt etabliert wurde. Das neu entstandene Quantitätsproblem spielte sicherlich eine Rolle. Lichtenberg bemerkte einmal, wenn es erst mehr Leser gäbe, dann gäbe es mehr gute und mehr schlechte Bücher. Was er als Möglichkeit skizzierte, nahm die tatsächliche Entwicklung vorweg. Nach Rudolf Schenda umfaßte das potentielle Lesepublikum in Deutschland um 1800 etwa 25 % der erwachsenen Bevölkerung, 1830 ungefähr 40 %, 1870 bereits 75 %. Das waren erheblich mehr Leser, und es waren andere, in neuen ökonomischen

Zusammenhängen stehende Leserinnen und Leser, gebunden an fragmentierte und fragmentierende Tätigkeiten, die in ihnen das Bedürfnis nach rascher Herstellung von Ganzheit, Transparenz, Unmittelbarkeit wachsen ließen.

Und natürlich bestand auch ein Zusammenhang mit der Entwicklung neuer Techniken: Papiermaschine, Schnellpresse, neue Umsetzungen von Illustrationen – es waren sehr viel mehr und sehr viel raffiniertere Druckerzeugnisse möglich als vorher, und sie waren nötig, nicht nur für die Leserinnen und Leser, sondern auch, um die literarische Industrie am Laufen zu halten. Als 1834 die erste Nummer des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel“ erschien, schrieb Perthes bereits über Verfallserscheinungen auf dem literarischen Markt: „Es ist das Versinken in den Dienst der Seichtigkeit, der Oberflächlichkeit, der Vielwisserei, des Bilderkrames unter der täuschenden Firma der Volksbildung nur um des Geldes willen!“

Seichtigkeit, Oberflächlichkeit, Sinnentaumel – das ist eine falsche Währung, eine ganz andere und schlechtere zumindest als in der sogenannten hohen Literatur. Es liegt nahe, an das volkswirtschaftlich orientierte Greshamsche Gesetz zu erinnern, nach dem bei einer Doppelwährung die schlechtere immer noch schlechter wird, während und weil die gute gehortet und aus dem Verkehr gezogen wird. Die Analogie, die sich anbietet: Goldschnittbände für den Bücherschrank des gehobenen Publikums – Unterhaltung für den von den führenden Geschmacksträgern desavouierten schnellen Verbrauch.

4. Zugelassene Unterhaltung

Es wäre allerdings seltsam, wenn die dominierenden Schichten den anderen, also der breiten Masse, jegliche Form der Rekreation und damit der Unterhaltung verweigert hätten. Es hätte auch den Prinzipien der Volksbildung widersprochen, die auch nach der Aufklärung nicht völlig außer Kraft gesetzt war. Deshalb soll in einem vierten Anlauf noch einiges gesagt werden über den zugelassenen U-Bereich.

Die Herausbildung dieses Bereichs hängt eng zusammen mit der Entdeckung und Kultivierung des Populären. Auch dieser Prozeß fällt in die Zeit um 1800. „In meinen Schuljahren“, notierte Lichtenberg, „wo das Wort ‚populär‘ noch nicht so Mode war wie jetzt, glaubten wir, es hieße pöbelhaft oder so etwas“. Lichtenbergs Erinnerung trägt vermutlich nicht. Das Datum der Wortgeschichte findet eine Entsprechung und Erklärung in den Konstellationen der Kultur. Mitte des 18. Jahrhunderts – Lichtenbergs Schulzeit – herrschten in den deutschen Staaten noch immer barocke höfische Formen in der Kultur. Das Volk hatte darin seinen Platz – aber nur als Staffage und als eine der Gegenwelten in den Maskeraden der üppigen Feste. Die großen wie die kleinen Duodezfürsten warfen, auf Zeit, die konventionelle Etikette ab und vergnügten sich in einem – ebenfalls konventionellen – Spiel als Bauern mit Bauern.

Populär meint demgegenüber handfestere Begegnungen, meint, mit wechselnden Akzenten, eine ehrliche Öffnung für Impulse aus dem Volk und die standhafte Mühe, Impulse an das Volk zu vermitteln. Dabei setzt der Begriff ein Bewußtsein der Trennung voraus – und das Bedürfnis, diese Trennung zu überwinden. Im 18. Jahrhundert wird beides ausgeprägter: die Ablösung feudaler Verhältnisse kündigt sich als reale Möglichkeit an, und die heraufkommende bürgerliche Gesellschaft wird als Totalität verstanden, in die auch die bäuerliche Welt heimzuholen ist. In diesem Sinne erfährt der Begriff populär eine Aufwertung und mündet bald in den Begriff volkstümlich, wobei es sich allerdings nicht um eine einfache Übersetzung handelt: das Wort volkstümlich, das von Friedrich Ludwig Jahn erfunden wurde, zielte zunächst ausschließlich auf eine besondere nationale Tradition.

Es ist hier weder möglich noch nötig, ausführlich auf die ‚populären‘ Bestrebungen von Männern wie Herder, Arnim, Brentano, den Brüdern Grimm u. a. einzugehen. Wichtig ist hier der Bezug zum U-Bereich. Die Genannten setzten sich ein für Volkslieder, für die Kinder- und Hausmärchen, für Volksfeste u. ä. – was ist das anders als Unterhaltung? Aus der Distanz läßt sich die Frage bejahen. Aber es ist kein Zufall, daß das Unterhaltungsmoment in der Argumentation eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Diese Gegenstände wurden nicht gesammelt, gepflegt, gefördert als Unterhaltung, sondern als mythische Relikte, als Elemente nationaler Überlieferung, als Sinnträger und nicht primär als Vermittlungsinstanz sinnlicher Qualitäten.

Dazu kommt, daß sie nur bedingt „volkstümlich“ im modernen Sinne waren – im Grunde handelte es sich von Anfang an um die bürgerliche Aneignung bäuerlicher oder angeblich bäuerlicher Kunst und Lebensformen, um ein Revitalisierungsprogramm. Was im Volk tatsächlich lebendig war, wurde vielfach im Namen des Volkes bekämpft: Gesangsvereine verbannten die billigen Gassenlieder, Volksbrauch wurde gegen die Phänomene der Massenkultur gestellt, Tracht der sehr viel unterhaltameren Mode vorgezogen. Es ist kein Zufall, daß die Volkskunde das Märchen zu einem ihrer Lieblingsgegenstände machte, daß aber erst sehr spät die Frage gestellt wurde, ob nicht in der Trivilliteratur eine Art Funktionsäquivalent zum Märchen zu sehen sei.

Was in der bürgerlichen Bildungsschicht also an Unterhaltung akzeptiert war, galt nicht als solche; und es war ein reduzierter Bereich, eine Nische, deutlich abgesetzt von den Massenphänomenen, welche die wirklich volkstümliche Kultur immer stärker bestimmten. Dies bestätigt noch einmal: der Ruf der Unterhaltung war ruiniert; zumindest für Deutschland gilt, daß Unterhaltungsschriftsteller und -künstler zwar unverkennbar Marktchancen hatten, ja daß nur sie den Markt einer überquellenden Nachfrage richtig bedienten, daß sie aber nicht eigentlich als Künstler im vollen, anspruchsvollen Sinn des Wortes galten. Unterhaltungskunst – schon diese Wortverbindung scheint fragwürdig – Unterhaltung trug das Odium des Unzuverlässigen und letztlich Unzulässigen.

Was ich in knappen Strichen zu skizzieren versuchte, sind Stationen und Facetten des Rufmords an der Unterhaltung. Im Gegensatz zum wirklichen Mord

handelt es sich dabei aber weder um etwas Eindeutiges noch immer um etwas Endgültiges. Es wäre sicher möglich, auch verständnisvolle oder wenigstens verständnisvollere Stellungnahmen gegenüber der Unterhaltung aus den letzten ein, zwei Jahrhunderten vorzuführen – beispielsweise in Äußerungen von Volkspädagogen und Volksbibliothekaren, die schon immer bemüht waren, die Menschen dort abzuholen, wo sie sich befinden, sie dann aber freilich zu liften, emporzuführen, wie es einmal einprägsam formuliert wurde, vom Schloß Hubertus übers Schloß Gripsholm zu Kafkas Schloß (was freilich die Abwertung der Unterhaltung indirekt bestätigt).

Dies ist ein anderes Kapitel – es führt sehr viel näher an die Gegenwart heran, ebenso wie alle Überlegungen zum zweiten Teil meines Titelzitats, zu dem ich nur noch einige Andeutungen machen will: „... lebt es sich ganz unge- niert.“ Ist es wirklich so, daß mit der Ausgrenzung auch Frei- und Spielräume für die Unterhaltung gewonnen wurden?

In doppelter, allerdings gegenläufiger Hinsicht läßt sich diese Behauptung vertreten:

Für die eher technische und ökonomische Entfaltung im U-Bereich war es ein Vorzug, daß man sich in der Produktion und Distribution ziemlich vorbe- haltlos der Warenhaftigkeit der Produkte überlassen konnte: Unterhaltung – das erlaubte serielle Herstellung und Standardisierung, forderte auf vielen Gebieten kaum Innovationen. Ein Fünfundachtzigjähriger versicherte mir vor kurzem, auf dem Vereinstheater habe man in seiner Jugend schon die gleichen Stücke wie heute gespielt; und der altehrwürdige Unterhaltungsstar Hedwig Courths-Mah- ler hat sich in unsere Tage nicht als Kuriosität herübergerettet, sondern als Namengeberin und Autorin einer bis heute aufliegenden Heftserie, die offen- sichtlich ihre Käuferinnen und Käufer findet. Dies ist die eine Seite.

Die andere: Für einen Teil der Unterhaltung gilt geradezu das Gegenteil. Die Unabhängigkeit von künstlerischen Diskussionen hat dazu geführt, daß sich gerade im U-Bereich auch Formen und Inhalte etablieren konnten, die rück- sichtslos die Fesseln normierter Ästhetik (und Moral!) abstreiften und in diesem Sinne Innovations-Potential in sich trugen. „Es ist etwas Verruchtes“, sagte Goethe, und nicht als Tadel. Es leuchtet wahrscheinlich ein, daß eine solche Äußerung nicht auf Mörike zu beziehen ist, nicht auf Fontane, nicht auf Thomas Mann – wohl aber auf die abenteuerlichen, farbigen, oft knallbunten Welten von Kriminal- und Gangstergeschichten, von Science Fiction und Fantasy, Wildwest und Comics, um im Bereich des Gedruckten zu bleiben.

Es ist sicher kein Zufall, daß solche Genres und Formen neuerdings vom U- in den E-Bereich eindringen. Dies kündigt sich schon an in den leidenschaft- lichen Plädoyers von Bert Brecht für die Welt des Zirkus, des Variété, des Sports (soweit er „ungesund“ und Teil großer Massenveranstaltungen ist) – Plädoyers für einen Vitalbereich, an dem und in dem sich die hohe Kunst erneuern und erfrischen soll. Es setzt sich fort in der Konstellation nach dem Zweiten Welt- krieg, als die Popkultur die verständlicherweise hochgehaltenen, aber endgültig

langweilig gewordenen Konservatismen wegschwemmt. Und es findet seinen Höhepunkt im Zeichen der Postmoderne (whatever that may be), zu deren Programm das elegante oder schockartige, ironische oder ernste Changieren zwischen E- und U-Bereich gehört.

SUMMARY: „Once the reputation is ruined ...“. On the career of entertainment

The author reconstructs the assessments and valuations which the phenomenon „entertainment“ has received from the Middle Ages to the present days.

Entertainment used to be an easy and widely popular pleasure until the early modern age, when the new demands for religious earnestness („Christ did not laugh“) started to debase „mere“ entertainment. Later on, Puritan ideas of order and industriousness set „the serious side of life“ against fun and entertainment in a similar way. The present day distinction between „high culture“ and „popular culture“, between „serious art“ and „shallow entertainment“ is also rooted in this tradition. A term like „light entertainment art“ seems, therefore, almost like a contradiction in itself. Entertainment has long since borne the stigma of being unreliable and, in the end, improper.

The author describes this development as a character assassination of entertainment. Separations and devaluations, however, could not prevent that entertainment – produced in serial mechanical production within a short time – often developed an aesthetics of the unrestrained, the imaginative and of exceeding the limits, thus gaining and saving „a bit of freedom“. By means of its separation entertainment also obtained new freedom and scope, which loosen the bonds of a rigid aesthetics and morality, release innovative potentials and engender new forms and genres. These newly created forms repeatedly renew and refresh the established forms which otherwise remain empty, dull and rigid.

RÉSUMÉ: „Est-ce que la réputation est déjà ruinée ...“. A propos de la carrière du divertissement

L'auteur reconstruit les estimations et les évaluations relatives au phénomène de „divertissement“ du Moyen-Age jusqu'à nos jours.

Le divertissement était un plaisir inoffensif et largement apprécié avant que la nouvelle exigence d'un sérieux religieux („Le Christ n'a pas ri“) ne viennent dévaloriser le „simple“ divertissement au début des temps modernes. De même, plus tard, des idées puritaines de l'ordre et de l'effort ont opposé le „sérieux de la vie“ à l'amusement et au divertissement. Actuellement, les différences qui existent entre „la haute culture“ et „la culture populaire“, entre „l'art sérieux“ et „le divertissement superficiel“ vont dans le même sens. C'est pourquoi une expression telle que „l'art du divertissement“ apparaît comme une contradiction en soi. Le divertissement porte depuis longtemps la marque du douteux et finalement de l'imadmissible.

L'auteur qualifie cette évolution de dénigrement du divertissement. Mais les exclusions et les dévalorisations n'ont pas pu empêcher que le divertissement – bientôt en reproduction automatique et en série – ait souvent exercé une esthétique du „sans li-

mites“, de la phantaisie et du dépassement et qu'il ait ainsi gagné et sauvé un „espace de liberté“. Les exclusions ont aussi fait naître de nouvelles marges et de nouveaux espaces pur le divertissement. Ils font tomber les chaînes d'une esthétique et d'une morale rigoureuse, ils donnent libre cours à un potentiel innovateur et ils engendrent de nouvelles formes et de nouveaux genres. Ces nouvelles formes renouvellent et rafraîchissent toujours les formes établies, qui sans elles, restent sans vie, ennuyeuses et figées.

RESUMEN: „Cuando el buen nombre está arruinado ...“. A propósito del desarrollo de la entretención

El autor reconstruye la apreciación y valorización que ha tenido desde la Edad Media hasta hoy el fenómeno de „la entretención“.

La entretención era una actividad inofensiva y muy apreciada, antes de que se empezara a desvalorizar el sentido de pura entretención a principios de la época moderna, con la exigencia de una seriedad religiosa („Cristo no reía“). Algo parecido introdujeron más tarde las concepciones puritanas de orden y diligencia al poner „lo serio de la vida“ contra la diversión y entretención. En esta misma tradición se encuentra la diferenciación que se hace hoy entre „cultura alta“ y „cultura popular“, entre „arte serio“ y „entretención superficial“. Una palabra como „arte de entretención“ aparece por eso acarrea desde hace ya mucho tiempo el estigma de ser no confiable y por último, no permitible.

El autor denomina este desarrollo un ataque al buen nombre de la entretención. Pero las exclusiones y los desprecios no pudieron impedir que la entretención – muy pronto con una multiplicación en serie y a máquina – haya creado una estética sin limitaciones de la fantasía y de superación de fronteras y de esta manera haya ganado y salvado „un trozo de libertad“. Debido a la exclusión a que estaba sometida, fueron ganados nuevos espacios de libertad y de acción para la entretención que rompen las ligaduras de una moral y estética rígidas, liberan potenciales innovativos y posibilitan nuevas formas y manifestaciones. Estas nuevas formas renuevan y traen aires nuevos a las formas establecidas, que sin ellas permanecerían sin vida, aburridas y rígidas.